Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 5

Artikel: Ich und die Ofenbank
Autor: Mettauer, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661846

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Interessenten erhalten auf der tit. Verwaltung gerne Erlaubnis zur Besichtigung der Gutswirtschaft. Man mag gehen, wo man will, in der nähern und weiteren Umgebung Rheinaus, nirgends hat man ein eintöniges uninteressantes Landschaftsbild vor Augen. Überall reich bewaldete Höhen, die in langgestreckten Zügen in reizvoller Linie den Horizont begrenzen. Eine empfehlnswerte Wanderung ist die Tour von Rheinau über Dachsen nach dem Rheinfall. Sie geht durch Wiesen, durch erfrischende Laub- und Nadelwälder dem Rhein entlang. Rechts grüßen durch Obstbäume und Reben versteckt die idyllisch gelegenen Dörfer Marthalen, Benken und Uhwiesen, auf dem weiteren Wege nach vorn passiert man das langgestreckte Dorf Dachsen. Noch weiter nördlich grüßt uns das stolze Schloß Laufen, der äußerste Grenzpunkt zwischen dem Kanton Zürich und Kanton Schaffhausen. Bald hört man ein mächtiges Tosen und Brausen; es belehrt uns, daß wir am Ziele unserer Wanderung angelangt sind. Aus dem ganzen Kontinent findet sich hier die Gesellschaft zusammen, um die wilde Romantik, welche die Natur, die größte Schöpferin, geschaffen hat, zu sehen und zu staunen über die wilde Schönheit der Szenerie, mit der die Schweiz hier bedacht ist. Ganz im Norden winkt der alte Munot und ladet zum Besuche der noch großenteils im mittelalterlichen Stil erhaltenen Stadt Schaffhausen ein. Kehrt man zurück nach Rheinau, so führt eine andere Straße durch unsern Nachbarstaat, den Großherzogtum Baden. Eine 1½ Stunde lange Fußwanderung auf einer prächtig gehaltenen Fahrstraße, und es grüßt uns wieder das alte Rheinau. Nochmals muß man den Rhein passieren, der hier seine wunderlichen Bogen zieht. Eine ungefähr 80 Meter lange hölzerne, gedeckte Brücke verbindet den Nachbarstaat mit dem Dorfe Rheinau. Westlich, östlich, südlich, überall mächtige Wälder, reizend gelegene Dörfer, wie zum Ausruhen nach anstrengender Tätigkeit geschaffen. Das Leben in Rheinau ist ländlich sittlich. Wer nicht zu viel Anforderungen an Vergnügungen stellt, wird durch tüchtige Fußwanderungen in gesundheitlicher Beziehung in dieser Gegend mehr erzielen, als wenn er in einem komfortablen Bade monatelang einem vergnügungssüchtigen Leben huldigte.

Ich und die Ofenbank.

Von M. Mettauer.

In der Stube meiner Eltern stand ein Kachelofen und daneben eine Ofenbank mit zwei Sitzstufen. Im Sommer wurde sie keiner Beachtung wert gehalten, still und anspruchslos drückte sie sich in ihre Ecke. Aber wenn der Winter kam, da erhielt der Ofen plötzlich eine Seele, eine warme glückspendende Seele, die sich mit uns Menschen innig verband.

Die zweitoberste Kachelreihe des mittelgroßen grünen Ofens war mit bunten Figuren geziert. Kleine, pausbäckige Engelchen mit um sich geschlungenen Kränzen flogen dort auf und ab. Sinnend stand ich oft vor ihnen; sie gaben mir so viel zu denken.

Die Ofenbank bildete für mich einen lieben Spielplatz. Während ich auf der untern stand, diente mir die obere als Tisch. Hatte ich mir aber draußen in Eis und Schnee kalte, nasse Füße geholt, so trocknete und wärmte ich sie wieder auf ihr. Ja wir verstunden uns gut, die Ofenbank und ich.

Am schönsten und feierlichsten aber kam sie mir abends vor, wenn bei gar kaltem Wetter die Eltern den Tisch vor sie rückten. Etwas seltsam Trautes lag alsdann über dem kleinen Kreise. Die Mutter strickte, der Vater las, oft auf dem untern Sitz liegend; während wir Kinder auf dem obern thronten und uns gewaltig an der Veränderung der Dinge freuten. Die Lampe warf auf alle Gesichter einen rosigen Schein. Schwiegen wir, so tickte die Uhr eifrig weiter. Es war so schön, so schön.

Wir wurden größer. Ich zog hinaus in die Welt und besah mir dieselbe mit verschiedenen Empfindungen. Sie machte auf meinen für alles Schöne und Neue empfänglichen Sinn manch tiefen Eindruck.

Mit neuen Ideen kam ich heim. Mutter, sagte ich, unser Ofen ist doch ein altes Möbel, der gefällt mir nicht mehr. Ich gedachte dabei der vielen, eleganten, hübschen, modernen Öfen, die ich gesehen. Nein, unser Ofen gefiel mir nicht mehr. Wohl nahm ich im Winter seine Wärme als etwas ganz Selbstverständliches hin, aber eines von uns Beiden war anders geworden. Das intime Verhältnis zwischen uns Zweien war gewichen.

Da kam die Zeit, wo ich als junge glückliche Braut an eigenen Haushalt denken mußte. „Nur keinen altmodischen Kachelofen", sagte ich bittend zu meinem Bräutigam, mit dem ich durch Freud und Leid gehen wollte. Er meinte es gut mit mir, und führte mich in eine hübsche Wohnung mit Zentralheizung. Im Winter war dies sehr angenehm, aber es kamen Frühlingstage, denen der abziehende Frost noch schnell einen Schabernack spielte, dann war es kalt und ungemütlich. „Es gibt doch überall Schattenseiten", sagte ich dann wohl zu mir.

Der Storch hielt streng nacheinander bei uns Einkehr. „Wie gut könntest du unsere alte Ofenbank hier brauchen, meinte öfters die Mutter, wenn sie auf Besuch kam. Und war der Vater einmal da, so fehlte ihm der Ofensitz erst recht.

Ich aber konnte ihn mir immer noch nicht in unsere moderne Stadtwohnung denken. Es war zu widersprechend, es war nicht stilgerecht.

Wir siedelten in eine ländliche Gegend über und bezogen dort nach einiger Zeit ein kleines, eigenes Häuschen.

Was tat das zur Sache, wenn auch die Wände und Bühnen schwarz und schmutzig waren. Hier hausten wir doch allein, ganz für uns, und hatten uns vor bösen Hausmeistern nicht mehr zu fürchten. Wir putzten und scheuerten und schmückten unser kleines Heim mit Blumen, die mir die Kinder in Menge zutrugen. Im Sommer ging es ganz gut. Aber der Winter kam, drang durch die dünnen Wände und machte mich erschauern. Da erst erkannte ich, daß dem Häuschen etwas Wichtiges fehlte. Ach, der Ersteller hatte ganz vergessen, die Gemütlichkeit, die Heimeligkeit mit hineinzubauen; er selbst hatte nicht nach ihr verlangt, mir aber fehlte sie überall. Ich konnte nicht leben ohne sie, denn ich war gewohnt, sie aus allen Ecken gucken zu sehen.

Eine langweilige Krankheit überfiel mich. Es fror mich und oft fiel ich schaudernd in mich zusammen. Einige Zeit ging es wieder ganz gut, schon glaubte ich gewonnenes Spiel zu haben. So kämpfte ich lange einen stillen verzweifelten Kampf, und zwischenhinein sehnte ich mich je länger je mehr nach unserer alten Gemütlichkeit.

Schon längst hatte mich eine Nachbarin eingeladen. Gern folgte ich ihrem Rufe, denn ihr hübsches Häuschen schaute gar entzückend in die Welt hinein, und meine Blicke lagen oft bewundernd auf ihm. Ich sehnte mich

wirklich danach, das im Sommer zwischen Rosen und Lorbeer halb versteckte Idyll auch von innen kennen zu lernen.

Es war ein kalter unfreundlicher Spätherbsttag. Es fröstelte mich, aber dennoch unternahm ich den Gang.

Die Magd führte mich in die Stube, und bat mich, hier einen Augenblick auf die Hausfrau zu warten.

Eine wohltuende Wärme umgab mich, sie entströmte einem Sitzofen neuester praktischer Art. Einem plötzlichen Impulse folgend, schwang ich mich sofort darauf und machte es mir äußerst bequem. Die warme, weiche Luft umkoste mich förmlich und trug mich fort in ferne Gegenden. Siehe, da fing der Ofen auf einmal zu reden an. „So, so, du bist wieder zu mir zurückgekehrt; wie das mich freut! Hast du denn gar keine Ahnung gehabt, wie wehe du mir dazumal getan, als du mir kalt und gleichgültig den Rücken kehrtest? Ich hatte dich doch so lieb und nahm so reges Interesse an dir." Wie ich mich aber umsah, da war es der alte Sitzofen in meiner Eltern Stube, der so zu mir redete. Aber er war nicht allein, es war überhaupt die ganze Stube da. Oberhalb des Sekretärs tickte die Uhr, drüben am Fenster dufteten die Blumen, der Mutter Stolz. Ich lehnte mich müde in die Ecke zwischen Kachel- und Sitzofen und stützte meinen Rücken durch ein Kissen. Vor dem Ofen stand der Tisch, auf dem die alte Familienlampe brannte, welche der Vater einst an einer Schützenchilbi gewonnen hatte. Auf der einen Seite des Tisches saß die Mutter und strickte. Lächelnd sah sie zu mir auf. „Ich konnte dich nie begreifen, wie du es in deiner Kinderstube ohne solchen Ofen machen konntest." „Ach Mutter", antwortete ich, „dazumal war ich eben noch gesund und jung." Sie nickte mir verständnisvoll zu. Ihr gegenüber war der Vater und las die Zeitung. Sie knisterte in seinen Händen, dabei kehrte er sie um und sah unterdessen zu mir auf. „Das will aber viel sagen, daß du dem altmodischen Ofen wieder diese Ehre erweisest, und die Parquettböden —?, er heftete über die Brille weg einen forschenden Blick auf mich, im Augenwinkel saß der Schalk. Auch ich mußte ein wenig lächeln. „Durch die lange Krankheit bin ich in manchem anders geworden, übrigens trügt mich heute der Glanz nicht mehr." „Und die Menschen?" frug er weiter, „weinst du heute auch noch, wenn sie dir wehe tun, wie dazumal mit siebzehn Jahren?" „Vater," sagte ich mit Begeisterung, „ich habe herrliche Menschen kennen gelernt, die ich liebe und achte, aber leider viel, viel mehr andere — alltägliche: Ich habe gelernt, Menschen von Menschen zu unterscheiden. Und da ich sie nun durchweg kenne, deshalb bemühe ich mich, sie alle zu lieben." Da schnellte der Vater auf, ein tiefer Ernst lag auf seinem Gesicht und fast erschrocken kamen die Worte hervor: „Kind, Kind, wenn Du so sprichst, so hast Du viel gelitten." Zu meiner ganzen Höhe mich aufrichtend und ihn tief ins Auge sehend, erwiderte ich: „Ja Vater, es ist so." Der Mutter perlten Tränen aus den Augen, der Vater sah mich lieb und mild an; es schien mir, als sei er zufrieden mit mir. Ich aber vollendete: „Vater, Mutter, seid deshalb nicht traurig. Ich war für diese Welt viel zu idealistisch veranlagt, ich hielt alle Menschen für gut. Es war nötig, daß ich das wirkliche Leben, es war nötig, daß ich die Menschen kennen lernte. Glaubt es mir, durch diese Leiden werde ich siegen." Wir sahen uns der Reihe nach in die Augen und verstanden uns. —

Da packte mich auf einmal eine Hand am Arme und eine feste Stimme

rief mir zu: „He, he, träumen Sie, daß Sie mit offenen Augen durch's Fenster starren?" Droben in meinem Kopfe entstand ein Ruck, und nachdem sich dort wieder alles schön gefügt hatte, erkannte ich meine Frau Nachbarin, die eben jetzt ins Zimmer getreten war.

Die Vergangenheit verschwand und nach und nach fand ich mich in der Gegenwart wieder zurecht, aber zuerst gab ich ganz verkehrte Antworten.

Seitdem trage ich einen heißen Wunsch mit mir herum; nämlich wieder so eine liebe Ofenbank in der Stube zu besitzen.

Zwar, besonders wenn man im Sanatorium gewesen ist, so findet man sie nicht mehr ganz hygienisch. Doch das macht nichts. Ein kleines Plauderstündchen im Dämmerlicht mit Mann und Kindern wird sicher nichts schaden. Ja, ich freue mich darauf, ebenso auch hie und da mit der Phantasie dort Zwiesprache zu halten; das wird köstlich sein.

Die einzige Rettung — ein europäischer Staatenbund.

Von Dr. Nico von Suchtelen.

Aufruf.

Das Komitee „Der europäische Staatenbund" ist überzeugt, daß die Verhältnisse der gebildeten Staaten untereinander durch dieselben Gesetze von Sitte und Recht beherrscht werden müssen wie das gesellschaftliche Leben der einzelnen Nationen, daß besonders für Europa die Vereinigung zu einem Staatenbund oder Bundesstaat wünschenswert ist, und bittet mit Nachdruck alle Personen und Organisationen, die diese Überzeugung teilen, nach besten Kräften mitzuarbeiten, die öffentliche Meinung in diesem Geiste bilden zu helfen.

Dr. Frederik van Eeden. Prof. Dr. C. Heymans. Dr. Aletta H. Jakobs.
Hr. Mr. B. De Jong van Beek en Donk. Hr. Dr. Nico van Suchtelen.
Sekretär Blaricum, Holland.

*

Ungefähr vor einem Jahr schrieb ich im Anschluß an den in vielen Kreisen herrschenden Pessimismus: „Man denkt nicht an den Geist der Gerechtigkeit und an den Willen zu friedlicher Kraftentfaltung, von welchen die Majorität der modernen Völker erfüllt ist, sondern man frägt sich ängstlich, was ihre, unter dem Einfluß einer machthabenden Minorität stehenden Regierungen in ihrem großen Hexenkessel brauen werden. Allgemein herrscht das unsichere Gefühl, daß Individuen und Völker Spielbälle sind in den Händen unverständiger Mächte. Und doch war nie die Möglichkeit ihrer bewußten Beherrschung näher denn jetzt.

Aber das erste und notwendigste Erfordernis zur Ermöglichung einer solchen Beherrschung ist Gesinnung und Einsicht, nicht nur bei den Wenigen, sondern bei der Menge. Mit einem Hinweis auf den historisch-logischen Fortschritt der Kultur kam ich zu dem folgenden Schluß: Kein zeitweiliger Rückgang zu zügellosem Barbarismus und Vertierung, kein Balkankrieg mit seinen Exzessen der Grausamkeit und Rachsucht, falscher Begeisterung und Treulosigkeit, ja selbst kein zukünftiger Weltkrieg wird einen so erworbenen festen Glauben vernichten oder auch nur im wesentlichen erschüttern können.

Jetzt ist der Weltkrieg eine Tatsache und ich fühle, daß die prophetische